

Objektivität

(engl. objectivity) „Objektiv“ bedeutet in *ontologischer* Hinsicht: zum Gegenstand, Sachverhalt oder Objekt (lat. obiectum, Gegenstand) gehörig, vom Objekt herrührend; in *gnoseologischer* Hinsicht: das Objekt frei von subjektiven Vorurteilen und Wertungen darstellend (in diesem Sinne O. als *Gütekriterium*); in *wissenschaftsethischer* Hinsicht: eine Einstellung des Forschers, welche dazu führen soll, bloß subjektive auf einen Gegenstand bezogene Vorstellungen als solche zu erkennen, um diesen in allgemeingültigen Urteilen darstellen zu können.

Die Analyse der O. beginnt daher landläufig mit der Analyse des Begriffs paares „objektiv-subjektiv“, dabei ist nicht zu übersehen, dass es sich hier um eine mehrdeutige sprachliche Struktur handelt. Denn neben der pejorativen Bedeutung von *Subjektivität* (im Sinne eines *Vorurteils*) gibt es auch die aus keinem Erkenntnisprozess wegzudenkende Rolle des Subjekts, dessen Aufweisungsanalyse uns erst dazu verhilft, genauer zu bestimmen, dass das Subjekt in den Prozess der Erkenntnis des Objekts hineinragt. Eine derartige Analyse der Subjektivität ist genauso wenig subjektivistisch, wie etwa das mit ihr verwandte soziogenetische Verfahren von Karl Mannheims „Relationismus“ der Absicht nach relativistisch ist. Dennoch wird man Karl R. Popper zustimmen müssen, dass sich in der Wissenssoziologie – ähnlich wie in der Wissenschaftspsychologie und der Wissenschaftssoziologie – die Mode herausgebildet hat, oft erst gar nicht Argumente als solche ernst zu nehmen und deren Gültigkeit zu untersuchen, sondern sogleich nach den unbewussten Beweggründen und Determinanten im sozialen Standort des Denkers zu fragen (vgl. Popper, Kap. 13).

Die Bedeutung von O. wird, wie Alan Montefiore zeigte, sehr häufig konfundiert mit den Bedeutungen der Begriffe Neutralität, Unparteilichkeit und Uneigenmächtigkeit. Besteht nun aber O. im Wesentlichen darin, dass man von einem Sachverhalt ein möglichst repräsentatives Bild hinsichtlich der Beschreibungs- und Erklärungskomponenten vermittelt und dabei so nah wie möglich an intersubjektiv

nachprüfbareren Tatsachen bleibt, so besteht *Neutralität* im Wesentlichen darin, sich angesichts eines Konfliktes zwischen mindestens zwei Parteien so zu verhalten, dass man keiner Seite hilft; *Unparteilichkeit* liegt vor, wenn man bestrebt ist, gleiche Fälle nach allgemein erkennbaren Regeln gleich zu beurteilen; *Uneigenmächtigkeit* ist dadurch bestimmt, dass in jemandes Handlung keine persönlichen Interessen im Spiele sind. Im Hinblick darauf gibt es etwa keinen zureichenden Grund für die Annahme, dass O. mit moralisch-politischer Indifferenz unter dem Namen der Neutralität verknüpft sein müsse.

O. ist ferner weder schlechthin zu identifizieren mit *Richtigkeit* noch auch mit *Werturteilsfreiheit*. Aussagen, welche den Blick auf das Ganze des mit ihnen Gemeinten verstellen, können – als Partialaussagen – richtig sein; Aussagen, welche uns einen neuen Blick auf das Ganze eines Zusammenhangs altbekannter Elemente eröffnen, können – hinsichtlich partikulärer Inhalte – unrichtig sein, dennoch werden sie uns u. U. adäquater und fruchtbarer erscheinen als die erstgenannten. O. hat sonach auch mit *Richtigkeit und Adäquatheit*, diese aber mit der stets zu aktualisierenden Idee der *Ganzheit* zu tun. Ihr gegenüber verschließt man sich als Wissenschaftler des öfteren, und zwar nicht nur durch eine bewusste und explizite Parteinahme. John Seeley hat in diesem Zusammenhang vom „Prinzip der Normativität der letzten Ursache“ gesprochen, welches auch hinter vielen werturteilsfrei dargestellten Sachverhalten zu liegen komme. Immer dort, wo ein Forscher seine Suche nach „Ursachen“ einer sozialen Erscheinung abbreche, lasse er unausgesprochen und meist sogar unbeabsichtigt Verantwortliche und Schuldige zurück, wobei er unwillkürlich entweder Ansatzpunkte für gesellschaftliches Handeln markiere oder aber Hinweise auf die Vergeblichkeit einer Änderung von Zuständen liefere. O. erweist sich in der Folge primär nicht als eine individuelle Angelegenheit der verschiedenen Wissenschaftler, sondern als eine soziale Angelegenheit ihrer wechselseitigen Kritik sowie der diese Kritik ermöglichenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse.

Wie in dem soeben erwähnten Fall der sozialwissenschaftlichen Erklärung, so lässt sich auch an sozialwissenschaftlichen Darstellungen oftmals feststellen, dass es sich bei deren Inhalten um „soziale Konstruktionen“ der gesellschaftlichen Wirklichkeit handelt. Nicht selten wird aber im Anschluss an solche Feststellungen das Verhältnis von Theorie und Realität, von Perspektivierung und Datenlage (Quellenbestand) zu einer bloßen Konvention heruntergestuft, dadurch aber missverstanden. Gewiss fällt die Entscheidung darüber, welche Faktoren beispielsweise in einer sozialwissenschaftlichen Darstellung zählen, zunächst auf der Ebene der Theorie, mit welcher spezifische Wirkungsbeziehungen anvisiert werden. Aber die Daten oder Quellen besitzen, wie Reinhart Koselleck gezeigt hat, eine Art Vetorecht. Ob nämlich eine Handlung oder ein Geschehen ökonomisch, politisch oder kulturell gedeutet werden soll, ist zunächst keine Frage des Quellenbestandes, sondern eine solche der theoretischen Vorentscheidung nach Maßgabe der Frage- oder Problemstellung. Erst wenn diese Entscheidung gefallen ist, beginnen die Quellen zu sprechen. „Deshalb erzwingt der Primat der Theorie auch den Mut zur Hypothesenbildung, ohne die eine historische Forschung nicht auskommt ... Streng genommen kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir aufgrund der Quellen nicht machen dürfen“ (Koselleck/Mommsen/Rüsen, 45).

Literatur

Acham, Karl: Philosophie der Sozialwissenschaften, Freiburg i. Br./München 1983. – Koselleck, Reinhart/Mommsen, Wolfgang J./Rüsen, Jörn (Hrsg.): Objektivität und Parteilichkeit, München 1977. – Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie, 5. Aufl., Frankfurt a. M. 1969. – Megill, Allan (Hg.): Re-thinking Objectivity, Durham-London 1994. – Montefiore, Alan (Hrsg.): Neutrality and Impartiality: The University and Political Commitment, Cambridge 1975. – Musgrave, Alan: Alltagswissen, Wissenschaft und Skeptizismus. Eine historische Einführung in die Erkenntnistheorie, Tübingen 1993. – Popper, Karl R.: Falsche Propheten. Hegel, Marx und die Folgen (= Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Band II), Bern 1958 (zahlr. Neuaufl.). – Seeley, John R.: The Making and Taking of Problems, in: Social Problems 14 (1967), S. 382–389. – Weber, Max: Die „Objektivität“ sozialwis-

senschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (1922), 3. Aufl., Tübingen 1968, S. 146–214.

Karl Acham

Operationalisierung

Die O. (engl. operationalization) stellt eine Beziehung zwischen einer latenten Variable (auch: Konstrukt, theoretischer Begriff) und einer oder mehreren messbaren Variable(n), auch als Indikatoren bezeichnet, her. Es handelt sich um eine Korrespondenzregel und keine Definition, weil das Konstrukt nur mit einer Wahrscheinlichkeit gemessen wird.

Hypothesen in der Soziologie sind meist Verknüpfungen theoretischer Begriffe, z. B. „Je größer eine soziale Einheit, desto größer ist deren interne Differenzierung“. Um solche Annahmen empirisch zu prüfen, werden den theoretischen Begriffen „Größe“ und „interne Differenzierung“ die empirisch messbaren Variablen zugeschrieben, z. B. Zahl der Einwohner und Zahl der verschiedenenartigen Berufe. Die Prüfung gilt allerdings nur für die jeweiligen Operationalisierung, andere Operationalisierungen können zu anderen Ergebnissen führen. Oft empfiehlt es sich, einen theoretischen Begriff auf seine Dimensionen hin zu untersuchen, z. B. „Religiosität“ in die Dimensionen „Erfahrung“, „Glaube“ und „Wissen“ (Kecskes und Wolf 1993). Anschließend werden jeder Dimension Indikatoren zugeordnet. Eine weitere Form der Operationalisierung ist es, einen theoretischen Begriff, z. B. Autoritarismus, über eine Batterie von Items, die in einer Skala zusammengefasst werden, zu messen. Gute Beispiele hierfür liefert das ZUMA-Skalenhandbuch.

Literatur

Kecskes, Robert/Wolf, Christof: Christliche Religiosität: Konzepte, Indikatoren, Meßinstrumente, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 45 (1993), S. 270–287.

Jürgen Friedrichs

Organisationssoziologie

1. Begriff. Der Begriff Organisationssoziologie (engl. sociology of organizations) wurde im anglo-amerikanischen Kulturkreis für

jenen Zweig der Soziologie geprägt, der als Reaktion auf wachsende Verbreitung und zunehmende Bedeutung von komplexen Großorganisationen als bedingten und bedingungslos in modernen Gesellschaften entstand und *Organisationen* als Forschungsobjekt bevorzugte.

2. Bedeutung der Definition. Der Begriff Organisation entstammt der Umgangssprache, ist mehrdeutig und unbestimmt. In der Regel muss man sich erst vergewissern, welche Begriffsinhalte gemeint sind, denn es existiert kein allgemein anerkannter Organisationsbegriff. Gebräuchlich sind zwei Typen von *Organisationsbegriffen*: ein **dynamischer**, den prozessualen Aspekt betonender und in der Regel mit einer Vorstellung von Organisation als Instrument gekoppelter, ein eher **statischer**, den strukturellen Aspekt von Organisation herausstellender und auf das *Resultat des Organisierens* abstellender. Meist wird unter **Organisation** verstanden: Ein von bestimmten Personen gegründetes, zur Verwirklichung spezifischer Zwecke planmäßig geschaffenes, hierarchisches, verfasstes, mit Ressourcen ausgestattetes, relativ dauerhaftes und strukturiertes Aggregat (Kollektiv) arbeitsteilig interagierender Personen, das über wenigstens ein Entscheidungszentrum verfügt, welches die zur Erreichung des Organisationszweckes notwendige Kooperation zwischen den Akteuren steuert, und dem als Aggregat (s.vw. Körperschaft, juristische Person) Aktivitäten oder wenigstens deren Resultate zugerechnet werden können (Büschges/Abraham, S.52).

Die Existenz verschiedener Organisationsbegriffe resultiert aus der Sache selbst, aus der Art, wie empirische Wissenschaft betrieben wird. Ob und welche beobachtbaren Phänomene als Organisation bezeichnet werden, hängt von der konkreten Problemstellung und von der theoretischen Grundorientierung des Forschers ab. Mit obiger Definition lässt sich für die meisten empirischen Phänomene angeben, ob sie der Klasse der Organisationen zuzuordnen sind, verbleibende Zweifelsfälle können anhand der Forschungsfrage entschieden werden, jedoch nicht die Frage nach den Organisationsgrenzen. Zwar

(d) um Interaktionen zwischen Organisationen verbunden mit der Frage, welche Eigenschaften der Akteure in Verbindung mit welchen situationalen Bedingungen in ihrer Umwelt diese Beziehung und ihre Resultate beeinflussen. Diese Beispiele liefern zwar keine umfassende Beschreibung des Forschungsfeldes der Organisation, geben aber einen Einblick in seine zentralen Probleme.

Die Forschungsprobleme liegen dabei auf unterschiedlichem Aggregationsniveau. Untersucht werden (a) *Personen*, wie auch *Gruppen* verschiedener Art als Kollektive von interagierenden Personen; (b) Teile der Organisation resultierend aus der arbeitsteiligen Differenzierung, der hierarchischen Struktur oder aus der Umsetzung des Organisationszweckes in Organisationsprogramme; (c) einzelne Organisationen als Ganzes im Hinblick auf eine oder mehrere Eigenschaften der Organisation; (d) bestimmte Segmente oder Sektoren der Organisationsumwelt oder die Organisation als Teil eines umfassenderen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Systems. Die hier vertretene theoretische Grundposition beruht jedoch auf der Überzeugung, dass – unabhängig von der Aggregations-ebene des Erklärungsgegenstandes – für sozialwissenschaftliche Erklärungen auf die Ebene der handelnden Einheiten, in der Regel der Individuen, zurückgegriffen werden muss. Soziologische Analysen, die einem derartigen strukturell-individualistischen Ansatz verbunden sind, erfordern mindestens zwei Analyseebenen: die Makroebene, die kollektive Phänomene oder kollektives Verhalten abbildet, und die sogenannte Mikroebene, die die Individuen eines sozialen Systems und ihre Merkmale, Beziehungen und Handlungen beinhaltet.

4. Entwicklung der Organisationssoziologie. Soziologen haben sich schon früh mit dem Phänomen Organisation befasst, allerdings ohne den Begriff Organisation als besondere Kategorie einzuführen und nicht mit der Absicht, eine spezielle Organisationssoziologie zu begründen. Ursache war die Bedeutung jener Phänomene, die wir heute Organisations nennen, für den Wandel der Sozialstruktur und für den Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung sowie für Stabilität und Wandel von Gesellschaftssystemen. Anfangs standen

nicht Beschreibung und Analyse von Organisationen im Sinne von zielorientierten und formalisierten sozialen Systemen mit deren Strukturen und Funktionen im Vordergrund des Interesses. Soziologen wie Marx, Weber, Durkheim, Spencer oder Tönnies interessierten sich vornehmlich für wachsende Organisation und rationale Formung gesellschaftlicher Ordnungen. Ihr Interesse galt dem hier Organisation genannten Phänomen als folgendes Ergebnis fortschreitender gesellschaftlicher Differenzierung im Verlauf des universalhistorischen Evolutionsprozesses und der damit verbundenen Ausbreitung des abendländischen Rationalismus. Die Ausbreitung der Organisationen war für sie Ausdruck und Indikator sozialen Wandels und gesellschaftlicher Evolution.

Später wurden jene Organisationstypen und -formen zum Gegenstand soziologischer Analyse, die für die Entwicklung der Gesellschaft und für ihre Strukturen als besonders charakteristisch oder wichtig erachtet wurden. Auf diese Weise wurden, zumal in Europa und insbesondere in Deutschland, Staatsverwaltungen, Kirchen, Militärverbände, Wirtschaftsunternehmen und Industriebetriebe, Gewerkschaften und politische Parteien Gegenstände soziologischer Analysen und zum Teil zum Bezugspunkt der Entwicklung „spezifischer“ und „angewandter“ Soziologien: Hierfür sind *Betriebssoziologie* und *Industriesoziologie* sowie *Militärsociologie* und *Soziologie der Parteien* Beispiele. Das wissenschaftliche Interesse wandte sich schließlich, vor allem im anglo-amerikanischen Raum, auch Schulen, Universitäten, Erziehungseinrichtungen, Strafanstalten, Krankenhäusern, Sozialverwaltungen und freien Vereinigungen zu, ohne dass sich sogleich eine eigenständige Organisationssoziologie als neue spezielle Soziologie herausbildete. Organisationssoziologie im eigentlichen Sinne des Wortes entstand erst nach dem Ende des letzten Weltkrieges. Sie entwickelte sich, als unter dem Einfluss von *Strukturfunktionalismus*, *Kybernetik* und *Systemtheorie* eine Konzeption des Phänomen Organisation aus der Perspektive der Organisation selbst anging. Ausgehend von der Frage nach allen Organisationen gemeinsamen funktionellen Probleme

men und strukturellen Bedingtheiten sollen die universellen Determinanten sozialen Handelns in und für Organisationen aufgedeckt werden. Ihre Entwicklung wurde entscheidend gefördert durch eine unübersehbare Anzahl empirischer Untersuchungen, die – zumal in den Vereinigten Staaten – zwecks Überprüfung und Modifikation des als deskriptives oder präkriptives Organisationsmodell missverstandenen Weber'schen Idealtypus „bürokratischer Organisation“ durchgeführt wurden (Mintz, S. 32ff). Mit der Herausbildung einer eigenständigen Organisationssoziologie ging durch die Übernahme der Organisationsperspektive in Verbindung mit dem gewählten systemtheoretischen Ansatz der Gesellschaftsbezug zunehmend verloren. Die Organisationssoziologie wurde zu einer „Soziologie ohne Gesellschaft“ (Kudera). Auch verlor sie den Menschen als sozialen Akteur in, von und für Organisationen sowie in Bezug auf Organisationen aus dem Blick, indem sie das Verhältnis Individuum/Organisation wie das Verhältnis Organisation/Umwelt primär unter den Bezugspunkten *Selbsterhaltung*, *Selbststeuerung* und *Zielverwirklichung* von Organisationen als sozialen Systemen thematisierte.

Inzwischen jedoch zeichnet sich die Entwicklung einer allgemeinen, alle Arten von Organisationen umfassenden, auf die Ermittlung universeller Determinanten zielenden interdisziplinären Organisationstheorie ab. Wegen der mit einer solchen Entwicklung zwangsläufig verknüpften Abkehr von praktischen Problemen, die für bestimmte Typen von Organisationen in bestimmten Gesellschaften bedeutsam sind, zielt eine andere Richtung auf die Entwicklung praxisbezogener sozialwissenschaftlicher Theorien für spezielle Organisationstypen, deren Analyse und aktive Veränderung. Eine dritte Richtung schließlich bemüht sich um eine Wiederaufnahme der früheren, den Zusammenhang von Organisationen, gesellschaftlichen Teilsystemen und der Gesamtgesellschaft betonenden theoretischen Perspektive. Doch unter der Vielfalt von Ansätzen besteht unter Sozialwissenschaftlern insoweit Einmütigkeit, dass es keine universell geltenden Organisationsprinzipien gibt und keine

schlechthin optimalen und ohne Rücksicht auf die jeweiligen konkreten Umstände zweckmäßigen Organisationsformen (Mintzberg, S. 120). Einige sind sich die meisten auch darin, dass es unmöglich ist, eine Organisation allein durch ihre planmäßige formale Struktur und ihre Organisationsvorschriften hinreichend treffsicher zu beschreiben. Weniger einig ist man sich darin, Organisationen grundsätzlich als historisch gewachsene Gebilde, als strukturierte Aggregate interagierender Personen zu begreifen sowie als Teile eines konkreten Wirtschaftssystems und Gesellschaftssystems, das sie in ihren Strukturen und Prozessen bestimmt und das auch die Ziele und die Zwecke beeinflusst, die von, in und durch Organisationen angestrebt werden.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass die Organisationssoziologie sich zwar durch ihren Gegenstand und einige ihrer Fragestellungen, nicht aber grundsätzlich in Theorie, Methodologie und Methode von der allgemeinen Soziologie unterscheidet. Soweit sich Organisationssoziologie als empirische Wissenschaft versteht, ist sie abhängig vom jeweiligen Entwicklungsstand soziologischer Theoriebildung und sozialwissenschaftlicher Methoden. Ihrer Indienstnahme für manipulative Zwecke wie der Gefährdung einer „Verdinglichung“ oder „Verabsolutierung“ der von ihr analysierten Dimensionen unserer geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit kann sie sich am besten entziehen, wenn sie sich als Soziologie und nicht als Hilfswissenschaft, anderer Disziplinen, etwa der Betriebswirtschaftslehre oder der Verwaltungswissenschaft, versteht. Zudem sollte sie sich nicht allein auf die Sammlung, Sichtung und Zusammenfassung der ihren Gegenstandsbereich betreffenden empirischen Daten und Aussagen beschränken, sondern sich an theoretischen Reflexionen in der Soziologie beteiligen. In diesem Rahmen sollten Organisationen immer als historisch gewachsene Gebilde, als strukturierte Aggregate interagierender Personen sowie als Teil eines konkreten Wirtschaftssystems und Gesellschaftssystems begriffen werden. Auf diese Weise hebt die Organisationssoziologie sich zwar von jenen Wissenschaften ab, mit denen sie ihren Gegenstand teilt, doch gewinnt sie damit zugleich Raum für in-

terdisziplinäre Ansätze und multidisziplinäre Kooperation.

Literatur

- Büschges, Günter/Abraham, Martin: Einführung in die Organisationssoziologie, 2. neubearb. Aufl., Stuttgart 1997. – Coleman, James S.: Grundlagen der Sozialtheorie, Band 2, München 1992 (Original: Foundations of Social Theory, Cambridge u. a. 1990). – Kudera, S.: Organisationsstrukturen und Gesellschaftsstrukturen, in: Soziale Welt 28 Jg./1977, S. 16–38. – Luhmann, Niklas: Organisation und Entscheidung, Opladen/Wiesbaden 2000. – Mayntz, Renate: Max Webers Idealtypus der Bürokratie und die Organisationssoziologie, in: Mayntz, Renate (Hrsg.): Bürokratische Organisation, Köln u. Berlin 1968, S. 27–35. – Mintzberg, Henry: Mintzberg über Management: Führung und Organisation, Mythos und Realität, Wiesbaden 1991. – Scott, W. Richard: Grundlagen der Organisationssoziologie, Frankfurt/M./New York 1986 (Original: Organizations: Rational, Natural, and Open Systems, Englewood Cliffs, N.J. 1981).

Günter Büschges

Organismustheorie

(O., engl. organic/holistic theory) Der übereinstimmende Grundgedanke der – im Übrigen höchst verschiedenen – O.n in der Soziologie besagt, dass jegliches gesellschaftliches Gebilde und insbesondere die *Gesellschaft* im Ganzen als Organismus, d. h. als „Lebenseinheit“ eines aus Teilen bestehenden Ganzen (Cierke, 15), verstanden werden müsse. Nur eine derartige organologische Betrachtungsweise werde dem Tatbestand gerecht, dass auch gesellschaftliche Ganzheiten mehr seien als die Summe ihrer Teile; darüber hinaus sei nur sie geeignet, das Wechselverhältnis zwischen der überdauernden Einheit des gesellschaftlichen Ganzen und der Vielfalt und Verschiedenheit seiner Elemente, die Abgrenzung und den Austausch zwischen sozialen Gebilden und ihrer jeweiligen Umwelt sowie schließlich das Zusammenspiel von sozialer Statik und Dynamik angemessen zu erfassen.

Aufgrund ihres teleologischen Charakters setzen sich Organismustheorien gemeinhin analytisch ‚mechanistisch‘ kritisierten kausalen Theorien vorstellungen in der soziologischen Theoriebildung entgegen. Die dezidiert ganzheitliche oder holistische Perspektive richtet sich mehr oder minder ausdrücklich

gegen die als ‚atomistisch‘ kritisierte individualistische Denktradition. Biologisch im eigentlichen Sinne argumentiert nur eine Minderheit unter den Organismustheoretikern, so P. v. Lilienfeld und A. Espinas. Häufig, so auch bei Herbert Spencer, bleibt die ontologische Frage ganz ungeklärt, und speziell in den deutschen, unter dem bestimmenden Einfluss der idealistischen und romantischen Philosophie stehenden Organismustheorien (so etwa bei O. Spann) dient der Organismusbegriff gerade zur Kennzeichnung des geistigen und auch metaphysischen Wesens gesellschaftlicher Entitäten.

Weder in ihrer biologischen noch in ihrer spiritualistischen Ausprägung entsprechen Organismustheorien noch den Anforderungen gegenwärtiger soziologischer Theoriebildung, und dabei spielt die früher viel diskutierte Frage ihrer ideologischen Funktion (vgl. Kellermann) keine entscheidende Rolle mehr. An ihre Stelle sind vor allem die verschiedenen struktur-funktionalen oder systemtheoretischen Konzeptionen getreten (vgl. Luhmann, insbes. 17, 288, 507).

Literatur

- Cierke, Otto von: Das Wesen der menschlichen Verände, Leipzig 1902. – Kellermann, Paul: Kritik einer Soziologie der Ordnung, Freiburg 1967. – Lilienfeld, Paul von: Zur Verteidigung der organischen Methode in der Soziologie, Berlin 1898. – Nikles, Bruno W./Weiß, Johannes (Hrsg.): Gesellschaft: Organismus, Totalität, System, Hamburg 1975. – Spann, Othmar: Der wahre Staat, 4. Aufl., Jena 1938. – Spencer, Herbert: Structure, Function and Evolution, London 1972. – Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, 2. Aufl., Frankfurt 1985.

Johannes Weiß